Südamerika

Eine besondere Trophäenbehandlung

Die Schrumpfköpfe der Jivaro-Völker

Andreas Schlothauer

Die Jivaro

Die Jivaro (etwa 110.000) leben in Peru und Ecuador im tropischen Regenwald am Osthang der Anden, in schwer zugänglichem Gebiet. Wie die Grenzziehung der beiden Staaten, die das Land teilt, so ist auch die Bezeichnung „Jivaro" nicht von ihnen gewählt. Sie selbst bezeichnen sich als Shuar, Achuar, Huambisa und Aguaruna, d. h. es sind verschiedene Völker mit ähnlicher Kultur, die sich in früheren Zeiten bekriegten.

Die spanischen Eroberer, getrieben von der Gier nach Gold, gelangten ab 1534 vom Hochland aus in das damalige Siedlungsgebiet der Jivaro-Völker und gründeten dort mehrere Städte, unter anderem Sevilla de Oro. Die Versklavung und Unterdrückung der Indianer, die im Hochland gelungen war, endete hier 1599 mit einem vollständigen Misserfolg. Die Spanier wurden von den vereinigten Jivaro-Völkern vernichtend geschlagen und ihre Städte zerstört. In den folgenden Jahrhunderten gab es lose Handelskontakte, es wurden Missionsgründungen unternommen und es wurden immer mal wieder mit Gewalt versucht, die freien Völker zu unterwerfen und zu versklaven, jedoch mit geringem Erfolg. Der erfolgreiche Widerstand (und ihr Versagen als Weltmacht) wurde von den Spaniern durch die besondere Grausamkeit der Jivaro erklärt.

Kopfjagd und Mumifizierung von Köpfen wurde erstmals um 1530 von dem Spanier Miguel de Estete für das Küstengebiet des heutigen Ecuadors erwähnt. Ab Ende des 18. Jahrhunderts liegen Reiseberichte für das Gebiet der Jivaro-Völker vor, in denen Schrumpfköpfe erwähnt sind. Jose Felix Barriero gelang es 1860, von einem getauften Jivaro nicht nur einen Schrumpfkopf (*tsantsa*) zu erhalten, sondern auch Informationen zur Herstellung und Verwendung. Ein anderer *tsantsa* erreichte durch einen Professor Cassola (Ecuador) im Juni 1861 London und wurde dort anlässlich einer Ausstellung öffentlich gezeigt, aber fälschlicherweise den Inka zugeordnet. Ab 1863 gibt es erste wissenschaftliche Veröffentlichungen in Paris und London, diesmal mit der Herkunftsangabe „Jivaro des Rio Pastaza". In Deutschland wird 1871 ein Schrumpfkopf in der Zeitschrift Globus (vergleichbar der heutigen GEO) beschrieben und 1872 abgebildet (Abb. 1).

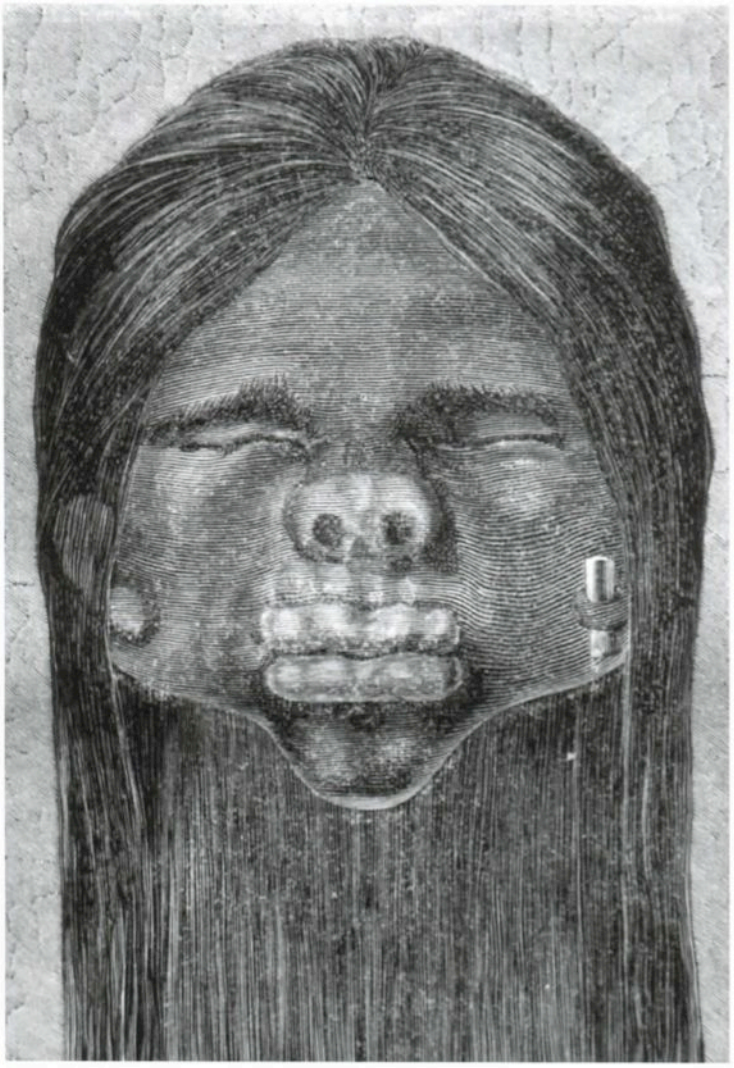
Eine weitere frühe Abbildung im Jahr 1882 im Katalog einer Ausstellung in Rio de Janeiro ist den falschen Indianern, den Mundurucu, zugeschrieben. Über Hersteller, Herstellung und Zweck der *tsantsas* war kaum etwas bekannt. Dies änderte sich grundlegend durch den finnischen Ethnologen Rafael Karsten, der sich in dem Gebiet in den Jahren 1916–19, 1928–29 und 1946–47 aufhielt, die Sprache lernte und nicht durch Vorurteile behindert war. So sind seine detaillierten Beschreibungen des Lebens, der Religion und der Siegesfeste, die nach erfolgreicher Kopfjagd gefeiert wurden, einzigartig, kein anderer Wissenschaftler hat an diesen Festen teilgenommen. Er schreibt: „Das Kopfjagdfest der Jivaro führt den Sieger auf eine Strasse von Ruhm und Ehre, hin zu materiellem Wohlstand, neuen Siegen über seine Feinde und ein langes Leben." (Karsten 1935: 293). Im 20. Jahrhundert veränderte sich das Leben der Jivaro-Völker stark, so schrieb der französische Ethnologe Philippe Descola, der drei Jahre bei den Achuar lebte, Ende der 1970er-Jahre: „Ich kenne mich weit besser mit der Kopfjagd aus als alle Achuar, die ich danach gefragt habe [...]" (Descola 1996: 188).

Die Zeit der Siegesfeste und der *tsantsas* ist vorbei, überlebt haben nur die wenigen hundert Exemplare in Museen und Privatsammlungen, seltene Zeugnisse der Vergangenheit der Jivaro-Völker.

Rituale und Feste des Sieges

Die Jivaros nahmen die Kopftrophäen niemals von Mitgliedern des eigenen Stammes, d. h. in ihrem Sinne Blutsverwandten, auch wenn sie mit diesen verfeindet sein und sie im Streit erschlagen konnten. War der Feind besiegt, so wurde von dem Getöteten der Kopf abgeschnitten. Dies gelang nicht immer, manchmal war schneller Rückzug nötig, um das eigene Leben zu retten. Ein Siegesfest konnte je-

◂ Angehöriger der „Achuar" aus dem Amazonasgebiet von Ecuador



1 Abbildung eines Schrumpfkopfes (aus: Globus 21: 340)

2 Einzug des Siegers in sein Haus (aus: Karsten 1935: Taf. XXIX)

doch nur stattfinden, wenn mindestens ein Kopf erobert und daraus ein *tsantsa* hergestellt war. Allerdings konnte es vorkommen, dass wegen eines befürchteten Gegenangriffes, nicht ausreichender Nahrungsmittelvorräte zur Bewirtung aller Gäste, Krankheit oder ähnlichem das Siegesfest nicht stattfinden konnte. Die Regel war jedoch, dass der Krieger, der erfolgreich einen *tsantsa* genommen hatte, eine Abfolge von Festen feiern musste. Diese dienten zum einen der Reinigung des Mörders, um ihn vor der feindlich gesinnten Energie des Toten zu schützen, zum anderen wurde durch das zeremonielle Fest erreicht, dass die negative Energie der Rache in eine positive des Lebens umgewandelt wurde. Der *tsantsa* war dann Garant von Jagderfolg, Gesundheit, künftigen Siegen sowie der Fruchtbarkeit von Haustieren, Feldern und Frauen.

Mit entsprechender Vorsicht musste der Mörder die Vorbereitungen durchführen und genauestens sehr viele rituelle Vorschriften einhalten. Gleich nach dem Töten des Feindes war eine Diät zu beachten und Kleider, Hände, Waffen durften nicht gewaschen werden. Bei der Rückkehr in das Dorf begann eine Abfolge von rituellen Handlungen, Vorbereitungen und zeremoniellen Festen. Das Erste war *„das Abwaschen des Blutes"* (*numbuimártinyu*). Während der siegreiche Krieger wie ein Sünder in seinen verdreckten Kleidern, ungewaschen, ungekämmt, ohne jeden Schmuck und Körperbemalung erschien, waren alle anderen Teilnehmer festlich geschmückt. Mit Hilfe eines alten Kriegers hängte sich der Töter den *tsantsa* um den Hals und kämmte dessen Haare. Hinter diesen beiden formierten sich die Krieger und während sie sich dem Haus näherten, kamen die festlich geschmückten Frauen heraus und führten die Ankommenden vor das Haus (Abb. 2). Beim ersten Tanz (*ihiámbrama*) mit dem *tsantsa* nahmen nur die Frauen teil. Die Frau des Töters und seine Tochter begrüßten ihn vorsichtig und führten ihn in das Haus. In der Rechten den *tsantsa* hoch ausgestreckt haltend und mit der Linken die Hand seiner Frau greifend, betrat der Mörder sein Haus. Dieser Moment wurde von den Jivaro als besonders kritisch betrachtet, der Geist des gemordeten Feindes konnte nur durch genaueste Einhaltung des Rituals gebändigt werden. Anschließend wurde der Schrumpfkopf an eine Kriegslanze gebunden, die in den Boden gesteckt war. Diese musste aus dem Holz der Chonta-Palme (*Bactris gasipaes*) sein, da diesem Baum besondere Kräfte zugeschrieben wurden.

Der rituelle Leiter (*whuéa*), ein Häuptling oder alter Krieger, legte seine Hand auf die Schulter des Töters, führte ihn eine Runde langsam durch das Haus und setzte ihn auf einen kleinen Schemel. Die Frauen bildeten um die beiden einen Halbkreis, angeleitet durch eine alte Frau, *oháha* genannt. Der *whuéa* nahm die Hände des Töters, tippte dessen Zeigefinger in eine kleine Schale mit Hühnerblut und zog auf beiden Beinen je einen ca. 8 cm langen Strich, dann malte dieser auch dem *whuéa* zwei Streifen auf die Beine. Anschließend brachte die Frau des Töters eine Schale Wasser, der *whuéa* tropfte etwas davon auf den Kopf des Mörders und wiederholte dies bei dessen Frau und Tochter. Der Mörder, seine Frau und seine Tochter gingen dann zum Fluss, um dort zu baden. Während der ganzen Zeit hatte die Gruppe der Frauen singend um die beiden Männer getanzt. Später gab es Essen und Trinken und mit Einsetzen der Dämmerung begann der Tanz *hantsemáta*, an dem auch der Mörder, den *tsantsa* auf dem Rücken tragend, teilnahm. Dieser Tanz musste bis zum

nächsten Morgengrauen fortgesetzt werden und niemand im Haus durfte einschlafen. Gleich nach dem Fest zog sich der Töter für drei Tage allein an einen Wasserfall im Wald zurück, um sich dort weiter zu reinigen durch Baden, Fasten und Trinken von Tabakwasser.

Auch nach der Zeremonie *„Abwaschen des Blutes"* musste der Mörder weiterhin Speisevorschriften beachten und sexuelle Enthaltsamkeit üben. Er durfte keinen Federschmuck tragen, sich nicht bemalen oder an religiösen Handlungen teilnehmen. Der Mörder musste alles tun, um unauffällig zu sein, sich gleichsam vor der Rache seines übernatürlichen Feindes verstecken. Würde er diese Regeln missachten, so könnten er und seine Familie erkranken und sterben, seine Schweine würden verhungern, seine Felder vertrocknen.

Das zweite Fest *sumartinyu* oder *„Bemalen mit genipa sua"*, einer schwarzen Farbe, fand drei bis vier Monate nach dem ersten Fest statt. Wichtigste Teilzeremonien waren die Bemalung des Mörders mit schwarzer Farbe und das Waschen des *tsantsa* in einer magischen Lösung, wodurch die Seele des Getöteten (*wakáni*) endgültig den Diensten des Mörders unterstellt wurde. Nach diesem Fest wurden für den Töter und seine Familie die rituellen Vorschriften lockerer, er musste zwar weiterhin einige Speisevorschriften befolgen, durfte sich aber wieder schmücken, jagen und fischen, mit seiner Frau schlafen, seine Waffen benutzen etc.

Das dritte, den Zyklus abschließende Siegesfest (*einuspani*), fand erst eineinhalb bis drei Jahre nach dem zweiten Fest *sumartinyu* statt und dauerte sechs Tage. Ein bis zwei Monate vor dem Fest begann für den Mörder wieder ein Leben als Sünder, es waren die gleichen Vorschriften einzuhalten wie zwischen dem ersten und zweiten Fest. Alle Vorbereitungen waren von ihm und seiner Familie zu machen, seine Gärten und Haustiere mussten die Versorgung der zahlreichen Gäste sicherstellen. Große Mengen von Maniok-Bier und -Wein waren herzustellen. Bei Beginn des Festes trugen alle Gäste ihre beste Kleidung und den schönsten Federschmuck (Abb. 3), nur dem Töter war dies nicht gestattet. Der *tsantsa* wurde während des Festes entweder an einen Chonta-Stab befestigt, vom Töter selbst um den Hals, den Rücken herabhängend, getragen oder im späteren Verlauf des Festes auch von älteren Kriegern und dem rituellen Leiter. Die Tänze begannen immer gegen 18.00 Uhr und endeten erst mit der Morgendämmerung gegen 5.00 Uhr. Am letzten Tag wurde gegen 8.00 Uhr morgens der Mörder und seine Frau vom rituellen Leiter neu eingekleidet, geschmückt, bemalt sowie die Haare gekämmt und teilweise geschnitten. Vom *tsantsa* wurde ein kleines Stück im Halsbereich abgeschnitten. Dieses soll in früheren Zeiten vom Töter gegessen worden sein, um 1918 herum war dies nicht mehr üblich. Nach Ende des Festes und Abzug der Gäste folgte eine einsame Woche für den Töter, die er allein im Wald an einem Wasserfall in einer provisorischen Hütte zubrachte.

Der US-amerikanische Abenteurer Up De Graff berichtet, dass nach dem Fest dem *tsantsa* die Haare abgeschnitten und diese zu

3a Federschmuck der Jivaro: Kopfbinde. Museum der Kulturen Basel (Inv. Nr. IVc 17273)

3b Federschmuck der Jivaro: Kopfreif. Museum der Kulturen Basel (Inv. Nr. IVc 018400)

schmalen Gürteln verarbeitet wurden, bei Festen und im Krieg getragen. Diese Trophäe wurde weiterhin geschätzt, während der *tsantsa* seine Bedeutung verlor. Noch eine Zeit lang als Kinderspielzeug genutzt, verschwand er irgendwann im Urwald oder Fluss.

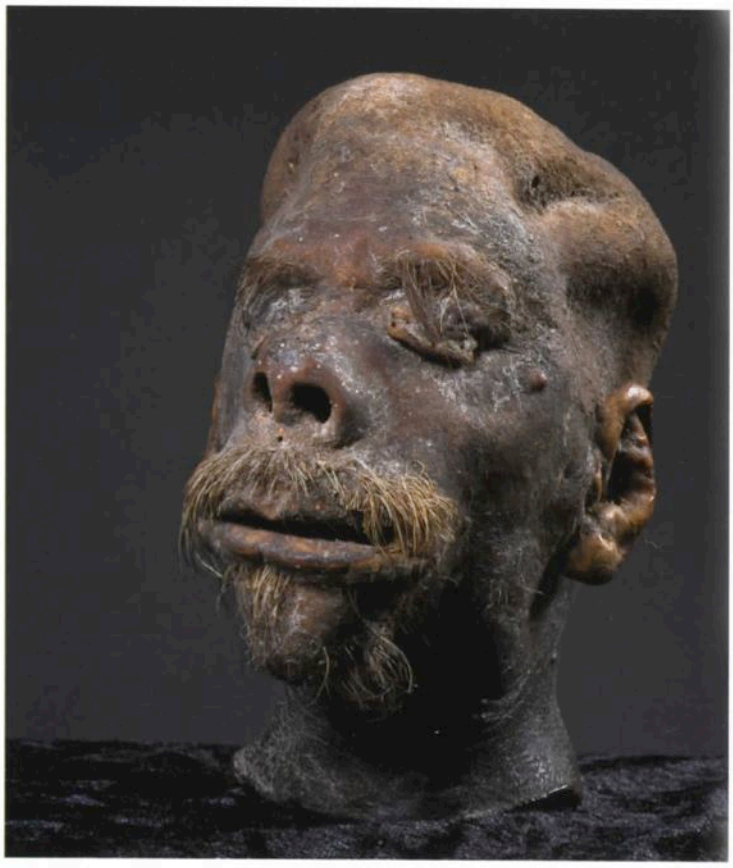
Die Gefährlichkeit des Feindes endete nicht mit dessen Tode. Nur durch die Einhaltung einer überlieferten Abfolge von rituellen Handlungen und Vorschriften war es dem Mörder und seiner näheren Familie möglich ohne Schaden zu überleben. Die Belastung und Spannung der teilnehmenden Hauptpersonen, des Mörders, seiner Frau, seiner Tochter sowie der Ritualleiter können wir nur erahnen. Was uns wie Fiktion erscheint, war belastende Realität, die anwesende Seele des gemordeten Feindes eine ernsthafte, tägliche Bedrohung über Wochen und Monate, die nur durch das eigene richtige Verhalten kontrolliert werden konnte. Wer heute vor einem *tsantsa* steht, könnte auch denken, dass zivilisierte Kriegsmörder weniger Aufsehen um ihre Taten gemacht haben und die Person des Getöteten weniger achteten.

Herstellung des Schrumpfkopfes

Der Kopf (Abb. 4) wurde von dem Krieger, der den Feind getötet hatte, so knapp am Oberkörper abgeschnitten als möglich. Während des schnellen, manchmal tagelangen, Rückzuges wurde der blutige Kopf von diesem Krieger getragen und bei der ersten Möglichkeit einer Ruhepause eine erste Zeremonie abgehalten, um den auf Rache sinnenden Geist des Getöteten zu kontrollieren. Erst danach konnte vom Mörder mit der weiteren Bearbeitung begonnen werden. Zunächst wurde am Hinterkopf die Haut etwas unterhalb des Haarwirbels abwärts bis zum Nacken aufgeschnitten und vorsichtig von Knochen und Fleisch abgelöst. Besonders schwierig war dies im Gesichtsbereich. Schädel und Fleischreste wurden weggeworfen. Die Augenlider wurden von Innen vernäht, Ober- und Unterlippe durch drei kleine Holzstecker der Chonta-Palme verbunden (Abb. 5). Anschließend wurde mit einer Bambusnadel und einem Faden aus chambira-Faser (Astrocaryum chambira) der Schnitt am Hinterkopf vernäht.

Die Kopfhaut wurde an eine Liane gebunden, das Innere zum Beschweren teilweise mit Sand gefüllt und dann in einem Tontopf, der vom Medizinmann eigens vor dem Kriegzug hergestellt worden war, mit klarem Flusswasser erhitzt. Dabei war sehr genau darauf zu achten, dass das Wasser nicht zu heiß wurde, da sonst alle Haare ausgefallen wären und auch das Kochen der Haut einen nicht erwünschten Effekt hätte, möglicherweise wurden auch spezielle Pflanzen dem Wasser beigefügt. Nach einiger Zeit wurde der, schon stark geschrumpfte, Hautsack aus dem Wasser genommen und zum Abkühlen an einem in den Boden gesteckten Stock befestigt. Der Topf wurde in den Fluss geschmissen.

Dann wurde ein Lianenring an der Nackenöffnung angebracht, der die spätere gewünschte Größe markierte. Ohren- und Nasenöffnungen wurden vor der weiteren Reduzierung mit Baumwolle provisorisch verschlossen. Es wurden drei kleine Steine im Flussbett gesucht, im Feuer erhitzt und einzeln nacheinander in den Innenraum der Gesichtshaut gesteckt, um Blut- und Fleischreste zu verbrennen. Ein älterer Krieger führte die Hand des Töters bei dieser Arbeit – ein Hinweis bei Karsten (1954), dass es weniger praktische Erfordernisse



4* *tsantsa* eines Nicht-Jivaro ohne Haare. Sammlung Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim (Inv. Nr. V Am 47)

5 *tsantsa* mit Holz-Steckern in den Lippen, Shuar (Jivaro), Ecuador. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen (Inv. Nr. HVMSG 2010.068.5)

waren, sondern zeremonielle Vorschriften, die diesen Durchgang mit den drei Steinen bedingten. Die eigentliche Reduzierung der Kopfhaut wurde durch feinen Sand der Flussbänke erreicht, der im Feuer auf einer größeren Scherbe eines zerbrochenen Tontopfes erhitzt und in den Innenraum geschüttet wurde, so dass dieser etwas mehr als halbvoll war. Durch Schütteln wurde der Sand in dem Hautsack hin

6* *tsantsa* mit Baumwoll-Fäden in den Lippen. Sammlung Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim (Inv. Nr. V Am 2045)

7* *tsantsa* eines Faultieres. Privatsammlung

8 Schrumpfkopf eines Nicht-Jivaro. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen (Inv. Nr. HVMSG 2010.068.2)

und her bewegt. Erkaltete der Sand wurde er ausgeschüttet, neu erhitzt und der Innenbereich mit einem scharfen Gegenstand ausgeschabt. Diese Behandlung musste sehr häufig wiederholt werden und bereits jetzt wurde mit der Modellierung des Gesichtes begonnen. Der Hersteller saß schwitzend mit Brandblasen an den Fingern, stundenlang. Diese Arbeit wurde auf dem Rückweg, manchmal auch noch im Dorf über Tage und Wochen wiederholt, bis das gewünschte Ergebnis erreicht war. Die Gesichtszüge waren dann ausgeformt, der Kopf etwa auf die Größe einer kleinen Orange reduziert, die Haut trocken und hart. Möglicherweise wurde die schwarze Färbung der Gesichtshaut durch Holzkohle erreicht. Die Holzstecker in Ober- und Unterlippe wurden rot mit Urucu (*Bixa orellana*) bemalt und mit einem ebenfalls rot gefärbten Baumwollfaden umwunden. Beim großen Siegesfest wurden diese Holzstecker entfernt und durch lange Baumwollfäden (Abb. 6) ersetzt.

Am Haarwirbel wurde ein Band aus Baumwolle oder Pflanzenfasern durchgezogen und eine Schlaufe gebildet, damit der *tsantsa* um den Hals getragen werden konnte.

Großen Wert legten die Hersteller auf die Kopfhaare, denn diese wurden als Sitz der Seele und Lebenskraft betrachtet. Bei den Jivaro-Gruppen hatten die Männer längere Haare als die Frauen.

Der junge Töter wurde bei den beschriebenen Arbeiten von einem erfahrenen Mann assistiert, einige Arbeiten erforderten auch zwei Personen. Während der Herstellung waren strikte Regeln einzuhalten. Das Material, das verwendet werden durfte, die Farben rot und schwarz, der Ablauf und die einzelnen Arbeitsschritte, alles war festgelegt. Auch Speisevorschriften und sexuelle Enthaltsamkeit waren vom Hersteller zu beachten. Die übernatürlichen Kräfte des getöteten Feindes waren nur durch die strikte Einhaltung dieser Regeln kontrollierbar. Zwar war der *tsantsa* umso stärker und kräftiger, je stärker und tapferer der lebende Krieger gewesen war, trotzdem kam es vor, dass auch Frauen ihre Köpfe lassen mussten.

Da das Faultier (*uyúshi*) als Mensch betrachtet wurde, der in mythischer Zeit in ein Tier verwandelt worden war, wurden auch *tsantsas* vom Faultier hergestellt (Abb. 7). Selbst vom Jaguar soll es *tsantsas* gegeben haben.

Von zivilisierten Kopfjägern

Abenteuernde Reisende brachten den Daheimgebliebenen gern Souvenirs mit. Unbehandelte, abgeschnittene Köpfe wären Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts etwas zu stark gewesen, aber leichte, handlich geschrumpfte Köpfe, die eher Affen ähneln als Menschen, waren akzeptabel. Nicht verwunderlich, dass bald die Zahl der vorhandenen *tsantsas* nicht mehr reichte. Das Angebot war kleiner als die Nachfrage. Da der weiße Endabnehmer viel zahlte, konnten die *tsantsas* gegen Gewehre getauscht werden. So konnte anfangs die ge-

9* Schrumpfkopf eines Nicht-Jivaro. Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen (Inv. Nr. HVMSG 2010.252)

stiegene Nachfrage durch effektivere Kriegszüge befriedigt werden. (Wie viele zusätzliche Tote es dadurch gab, ist nicht bekannt.) Doch die Nachfrage der Zivilisierten in Europa und Nordamerika stieg weiter. Hatte der Eine einen *tsantsa*, wollte der Andere auch einen. Was auf kriegerischem Weg nicht möglich war, musste nun auf neuen Wegen beschafft werden.

Spätestens um 1920 begannen auch Nicht-Jivaro mit der Herstellung von Schrumpfköpfen (siehe Abb. 7, Abb. 8 und 9). Gräber wurden geöffnet und Friedhöfe dienten als Lieferanten. (Nicht erfasst und bekannt sind die damaligen Vermisstenlisten dieser Gegenden.) Köpfe gab es überall und mit ein bisschen Experimentieren gelang es vergleichbar geschrumpfte Formate herzustellen. Verwendet wurden Köpfe von Menschen unterschiedlichster Herkunft. Up De Graff berichtet, dass es in Panama einen Mann gegeben hat, der Schrumpfköpfe herstellte, ja sogar zwei ganze Schrumpfkörper. Zwei dieser mumifizierten Häute ganzer Menschen befinden sich heute im Museum of the American Indian, Heye Foundation. Geradezu beruhigend ist, dass auch Fälschungen aus Tierhaut (Affe, Ziege) hergestellt wurden, von einfach erkennbarer Fälschung bis hin zu täuschender Echtheit. Die Steigerung zivilisierter Schrumpfkopfmacherei außerhalb ihres ursprünglichen kulturellen Umfeldes, sind zwei Köpfe von wahrscheinlich polnischen Kriegsgefangenen, die im KZ Buchenwald aufgefunden und von Nazi-Ärzten hergestellt wurden.

Es gibt das Gerücht, dass im Ersten oder Zweiten Weltkrieg auch Jivaro in Europa kämpften. Das massenhafte Morden auf den Schlachtfeldern entsetzte sie, da die Seelen der Getöteten nicht kontrolliert und in positive Lebensenergie verwandelt wurden. Wie sollten die Landschaften, die solches erlebten, jemals wieder fruchtbar sein, die Menschen wieder glücklich?

Literatur

Descola, Philippe: Leben und Sterben in Amazonien – bei den Jivaro-Indianern. Stuttgart 1996.

Karsten, Rafael: The head-hunters of Western Amazonas. The Life and Culture of the Jibaro Indians of Eastern Ecuador and Peru. Helsingfors 1935.

Karsten, Rafael: Some critical remarks on Ethnological Field-research in South America. Helsingfors 1954.

Münzel, Mark: Schrumpfkopfmacher? Jibaro-Indianer in Südamerika. Frankfurt a. M. 1977.

Phillipi, Rudolfo A.: Menschenköpfe als Trophäen bei wilden Völkern. – GLOBUS 1872, 21: 340–343.

Up De Graff, Fritz W.: Head Hunters of the Amazon – Seven Years of Exploration and Adventure. New York 1923.

Weitere Informationen und Literatur unter: www.about-amazonas.de/Jivaro